



Eine Szene aus Giuseppe Verdis Oper «Nabucco» in der Kulisse des antiken römischen Theaters von Orange in Südostfrankreich. (Vauluse, Juli 2001)

lienischen Kultur.» Aus 2000 Kehlen schallte schauerlich schön «O mia patria sì bella e perduta» - «O Heimat, so schön und verloren». Nach dem letzten Ton waren die Gesichter tränennass - im Publikum und auf der Bühne.

Ja, die Gewalt der Musik vermag auch gestandene Profis mitzureissen. Gewisse Musiker gehen buchstäblich auf in ihr: Die Sopranistin Maria Callas zum Beispiel, wenn sie zur göttlichen Furie wurde, oder der Dirigent Claudio Abbado, wenn sich unter seinen Händen alles von der Erde zu lösen schien.

Eines jener Stücke, die zu erschüttern vermögen, ist das Requiem von Giuseppe Verdi. Er hatte es 1873 für den verstorbenen Dichter Alessandro Manzoni geschrieben. Die Totenmesse ist eines der schönsten und tiefsten Werke, die je komponiert wurden. Seit Anfang Dezember wird das Werk als Ballet am Opernhaus in Zürich aufgeführt. «Ich habe das noch nie erlebt», sagt Fabio Luisi, der Generalmusikdirektor am Opernhaus. «Bei jeder Vorstellung des Requiems weinen die Menschen. Im Publikum, im Chor, im Orchester, im Tanzensemble.» Weshalb dem so ist, kann der erfahrene italienische Dirigent nicht vollends erklären. «Es ist die Stärke dieses Werks», sagt er. Worte gibt es dafür nicht. «Musik beginnt dort, wo die Worte aufhören.»

Ob sich die Magie im Konzertsaal entfalten kann, liegt aber nicht nur am Stück, sondern auch an den Musikern und am Publikum. «Wenn wir zu spielen beginnen, wissen wir gleich nach wenigen Takten, ob wir das Publikum erreichen oder nicht.» Die Musiker spüren, wie sehr sie die Menschen in Bann ziehen, lange vor dem Schlussapplaus. Auch wenn sie im Orchestergraben sitzen. Sie spüren die Stille im Saal, jedes Rascheln und Räuspern. Die Magie der Musik liegt nicht in den Noten, sie muss beim Spielen immer wieder neu geschaffen werden. «Jede Aufführung ist neu, jeder Abend, auch nach der 100. Vorstellung», sagt Luisi.

Ob die Werke genial oder nur durchschnittlich gespielt sind, ist daher alles andere als egal. Menschen spüren eine gute Aufführung, auch wenn die meisten nicht beschreiben



Lutz Jäncke ist Neuropsychologe an der Universität Zürich.



Fabio Luisi ist Generalmusikdirektor am Zürcher Opernhaus.



Christoph Sigrist ist Pfarrer im Zürcher Grossmünster.

können, warum sie gut oder schlecht war. Und manchmal ist es nicht einmal der objektiv gesehen bessere Musiker, der die Leute zu verzaubern vermag. Der blinde Pop-Tenor Andrea Bocelli berührt viel mehr Leute als der gegenwärtige Opernstar Juan Diego Flórez. Bocelli verfügt über das, was man «Naturstimme» nennt. Diese meist nicht perfekten Stimmen gelten von Natur aus als schön: süsslich und weich der Klang, immer leicht bebend. Nicht optimal, aber mitreissend. Der Rest ist Kalkül - oder gar Mangel an Technik: Das sehr offene Singen von Vokalen, das übertriebene Rollen des «R», das Zerdehnen von vermeintlich wichtigen Noten, das Feiern der hohen Töne. Das zieht beim breiten Publikum.

Gerade Musik wie jene von Bocelli hilft nicht nur, Menschen zu synchronisieren. Sie erfüllt auch die zweite Funktion, welche die Wissenschaft der Musik zuschreibt: die Regulation der Gefühle. Im Zeitalter des iPhone, in dem immer mehr Menschen Musik vor allem alleine über Kopfhörer konsumieren, wird diese Funktion immer dominanter. Wir hören Musik, um uns zu motivieren oder Trauer zu bewältigen. Wer nachts müde mit dem Auto fahren muss, hört Stücke, die ihn wachhalten. Sportler putzen sich vor dem Wettkampf mit Musik aus ihren riesigen Kopfhörern auf. «We Are the Champions» von Queen ist ein alter Klassiker.

Allzu gefällig darf es nicht sein

Oder wir setzen Musik ein, um Ängste zu bewältigen. Viele summen ein leises Liedchen, wenn sie in den dunklen Keller steigen. Das beschäftigt das Gehirn und beruhigt uns. Mit Musik lassen sich die Emotionen sogar übertragen. Ein Vater, der seinem Kind ein Wiegenlied singt, veranlasst das Kind, sich in seinen emotionalen Rhythmus hineinzubegeben. «Wiegenlieder sind weltweit sehr ähnlich konstruiert», sagt Melanie Wald-Fuhrmann. Sie ist Musikwissenschaftlerin und Direktorin der Musikabteilung am Max-Planck-Institut für empirische Ästhetik in Frankfurt. «Ein, langsamer wiegender Rhythmus, absteigende Tonfolgen von hellen zu dunklen Tönen.»

Im Alter von etwa zwanzig Jahren ist ein Musikgeschmack gefunden, der oft ein Leben lang bleibt und nur noch ergänzt wird.

Das Institut von Wald-Fuhrmann untersucht unter anderem, wie Musik uns zu bewegen vermag. Die wichtigste Voraussetzung: Man muss bereit sein dafür, und das sind wir häufig nicht. Nur 20 bis 25 Prozent der Musik, die wir täglich hören, hören wir allein um der Musik willen», sagt sie. Der grosse Rest unseres Musikkonsums ist funktionales Hören, das heisst: Hören nebenbei etwa beim Wohnungsputzen, Autofahren oder Arbeiten.

Zweite Voraussetzung: unser individueller Musikgeschmack, der sich ziemlich früh in unserem Leben festigt. In der Kindheit bis etwa 13 Jahre nehmen wir vor allem Musik auf, die um uns herum gespielt wird, und lernen dabei, wie sie funktioniert und klingt. Mit der Pubertät entwickeln wir dann ein eigenständiges Verhältnis zur Musik und interessieren uns für andere Stilrichtungen. Musik dient nun vor allem dazu, sich von den Eltern abzugrenzen und sich einer sozialen Gruppe zugehörig zu fühlen. Man hört Hip-Hop und trägt weite Hosen. Etwa Anfang 20 ist dann ein Geschmack gefunden, der oft ein Leben lang bleibt und nur noch ergänzt wird, etwa durch Reisen oder neue Partner und Freunde. «Eine Kehrtwende zu einem völlig anderen Musikgeschmack ist selten», sagt Wald-Fuhrmann.

Bei aller Individualität, ein paar Muster gibt es dennoch, die eine Musik für die breite Masse attraktiv macht: Ein Anstieg von Spannung und deren Lösung löst bei den meisten Hörern angenehme Empfindungen aus. Tonschritte statt Tonsprünge sind beliebt wie auch harmonische, sprich konsonante Klänge. «Waterloo» von Abba erfüllt diese Anforderungen etwa ideal. Doch allzu gefällig darf es dann auch wieder nicht sein. «Wir mögen den klei-

nen Schuss des Dissonanten», sagt Neuropsychologe Lutz Jäncke. «Unser Gehirn will keine Gleichförmigkeit, sondern Abwechslung. Solange diese Abwechslung nicht zu weit vom Mittelwert entfernt ist.» Kurze, allzu simple Pop-Songs, die zu einfach aufgebaut sind, werden daher schnell langweilig.

Hängen bleiben solche Stücke nur, wenn Erinnerung damit verbunden sind. Unser Gehirn verbindet Musik mit unserem Gedächtnis. Die Pop-Ballade, die unsere erste Verliebtheit begleitet hat, löst ein Leben lang wohlige Empfindungen aus, so öde sie auch klingen mag. Und wer als Kind zu Weihnachten mit Peter Alexander beschallt wurde, wird auch als Erwachsener mit ein paar Glückshormonen darauf reagieren. Wir mögen die Musik, mit der wir aufgewachsen sind. Die Guttural-Klänge tibetischer Mönche haben in westlichen Industrieländern nicht viele Fans. Dafür können die Tibeter wahrscheinlich wenig anfangen mit unserem «O Tannenbaum».

«Jede Generation hat eine Variante von Musik, an der sie das ganze Leben lang kleben bleibt, und das hat meistens etwas mit der Pubertät zu tun», sagt Jäncke. Cool findet man Musik in der Jugend allerdings vor allem aufgrund der sozialen Gruppe und nicht, weil sie einem das Lustzentrum aktiviert. Jäncke und seine Mitarbeiter haben in einem Versuch die Hirnaktivitäten von Jugendlichen gemessen, während sie ihre Lieblingsmusik hörten. Die Probanden brachten Hip-Hop mit und beteuerten ihre Leidenschaft dafür. Doch bei zwei Dritteln blieb das Lustzentrum inaktiv. «Eine Reaktion kam», so Jäncke, «bei Musik, die sie total blöd fanden, bei Robbie Williams etwa.»

Ähnlich ging es bei einem Versuch, bei dem Menschenangaben, Fans klassischer Musik zu sein. Bei 20 Prozent löste ihre Lieblingsoper keinerlei Aktivierung im Gehirn aus, beim «Musikantenstadl» hingegen schon. «Ich bin mir ziemlich sicher, dass viele Menschen nur vorgeben, klassische Musik zu mögen, weil es sozial anerkannt wird», sagt Jäncke. Er nennt es das «Helene-Fischer-Phänomen». Die deut-

Fortsetzung Seite 20